

Dr. med. Herbert Pira

Lyrik im Kontext und Spiegel kongenialer Texte anderer Dichter

Vorgetragen am 13. April 2007 bei der Jahrestagung des FLJ e.V. in Aschau/Chiemgau

Innen, im Gemüt – Allein aber nicht einsam

Der Mensch ist die einzige Art unter den Lebewesen der Erde, die nach Helmuth Plessner die Eigenschaft der „Exzentrischen Positionalität“ besitzt. Das bedeutet: Der Mensch ist in der Lage sich selbst zu sehen, seine Handlungen, Gedanken, Vorstellungen, also seine „conditio humana“ zu reflektieren., abzuwägen, zu beurteilen. Dieser Blick von außen nach innen, der dem Tier nicht gegeben ist, stellt eines der wesentlichen Kriterien des Menschseins dar und entstand, als im Laufe der Evolution das Tierische in uns zurücktrat. Das heißt jedoch keineswegs, daß dem heutigen Menschen alles Tierische fehlen würde.

Ohne diese Entwicklung wäre die Sozialisation und Kultur vom Frühmenschen bis heute nicht möglich gewesen. Ich erlaube mir auf die Arbeitsteilung in der frühen Familie, die den Mann als Nahrungsbeschaffer, also als Naturjäger, und die Frau als Hausfrau, damals natürlich noch in einer Höhle, sah. Aus dieser Zeit stammen auch die ersten kulturellen Leistungen des Menschen z.B. Werkzeuge oder Malerei. Wie es mit der Sprache stand, wissen wir nicht. Der Jäger, zunächst noch reiner Naturjäger, wandelte sich bis heute weitgehend zum Kulturjäger, geprägt u.a. durch kulturelle Aspekte und den sich selbst auferlegten Beschränkungen. Die Natur / Kulturverschränkung des Menschen entstand und ist bis heute ein wesentliches Kriterium der Jagd und der künstlerischen Betätigungen geblieben.

Das alles nur als Vorbemerkung zum eigentlichen Thema und zu der vielleicht etwas kühnen Behauptung, der Jäger sei der menschlichste unter der Menschen. Das ist nicht im Sinne der Humanität gemeint. Sondern: Ich will damit sagen, daß der Jäger in seiner „Exzentrischen Positionalität“, die zwar allen Menschen gegeben ist, am stärksten und am häufigsten über sich und die Natur in der er sich bewegt, reflektiert. Um des Jagderfolges allein, ist er schon dazu gezwungen aber auch um in den Genuß des Jagderlebnisses zu kommen. Anders könnte er das Wildtier, das ihm in gewissen Fähigkeiten überlegen ist, nicht überlisten.

Über die Exzentrizität und dem daraus resultierenden Blick nach Innen sind Jäger und Dichter wesensverwandt. Beide sind nie allein, sie sehen sich selbst, sie können sich selbst denken, beide verarbeiten die Signale ihrer Umwelt, die sie ständig erfahren, mit in die komplizierten Entscheidungen, die zu einer Jagdhandlung oder zu einem Vers werden.

Rainer Maria Rilke, der bedeutendste Dichter des „fin de siècle“ schreibt in der siebten Duineser Elegie den schönen Vers: „ Nirgends Geliebte wird Welt sein als innen.“ Die inhaltliche Aussage dieses Verses trifft auch in hohem Maße auf den Jäger zu. Denn, das Erlebnis Jagd spielt sich stets im Inneren ab. Voraussetzung sind die ins Innere transponierten Signale der Außenwelt, der Natur also, die durch Reflektion in der Mitte des Jägers zur entscheidenden Handlung reifen.

Dieser Vorgang bewirkt, daß der Jäger während der Jagdhandlung, die er meist als Einzelner vollzieht, zwar allein aber nie einsam ist.

Das Phänomen Einsamkeit möchte ich an dem Gedicht „Der Panther“ von Rainer Maria Rilke aufzeigen. Es handelt sich um ein kurzes Gedicht. Ich kann nicht umhin einige Worte zur Formgebung zu sagen: Drei jeweils vier Verse umfassende Strophen, fünfhebige Jamben mit wechselnden männlichen und weiblichen Endreimen, Emjambements ausschließlich innerhalb der Strophen, klare Gedankenführung, die mit jeder Strophe endet, Binnenreim und Stabreim. Das Gedicht nimmt uns nicht zuletzt wegen der Distanziertheit der Darstellung gefangen, aber die Form bestimmt weitgehend die Wirkung. Ich erlaube mir das Gedicht in vollem Umfang zu zitieren:

Der Panther

**Sein Blick ist vom Vorübergehn der Stäbe
so müd geworden, daß er nichts mehr hält.
Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe
und hinter tausend Stäben keine Welt.**

**Der weiche Gang geschmeidig starker Schritte,
der sich im allerkleinsten Kreise dreht,
ist wie ein Tanz von Kraft um eine Mitte,
in der betäubt ein großer Wille steht.**

**Nur manchmal schiebt der Vorhang der Pupille
sich lautlos auf -. Dann geht ein Bild hinein,
geht durch der Glieder angespannte Stille –
und hört im Herzen auf zu sein.**

Das Gedicht beschreibt unter anthropomorphem Aspekt das elende Leben eines jagdbaren Wildtiers im Zoo. Der Panther empfängt zwar auch noch die Signale der Umwelt, er ist aber schon abgestumpft und so müd geworden, daß er nicht mehr in der Lage ist, diese Eindrücke von außen in seinem Inneren zu verarbeiten und zu nutzen. Der Panther ist im wahrsten Sinne einsam und wird aus diesem kleinen Teufelskreis nicht mehr herauskommen. Er läßt es mit sich geschehen, er ist resigniert. Er geht nicht an den Gitterstäben vorbei, die Stäbe gehen an ihm vorüber. Die Welt hat sich für ihn umgedreht, er ist nur noch Objekt. In der freien Wildbahn, war er der Handelnder, zwar allein aber nicht einsam. Das jämmerliche Ende ist leicht absehbar.

Doch zurück zum Alleinsein des Jäger und seiner reflektiven Verarbeitung der aus der Exzentrischen vermittelten Signale.. Dazu erlaube ich mir ein einfaches, gemütvolltes und kontemplatives Gedicht von Georg Trakl, der ebenfalls ein Dichter des „fin de siècle“ war, zu zitieren.

Im Winter

**Der Acker leuchtet weiß und kalt.
Der Himmel ist einsam und ungeheuer.
Dohlen kreisen über dem Weiher
Und Jäger steigen nieder vom Wald.**

**Ein Schweigen in schwarzen Wipfeln wohnt.
Ein Feuerschein huscht aus den Hütten.
Bisweilen schellt sehr fern ein Schlitten
Und langsam steigt der graue Mond.**

**Ein Wild verblutet sanft am Rain
Und Raben plätschern in blutigen Gossen.
Das Rohr bebt gelb und aufgeschossen.
Frost, Rauch, ein Schritt im leeren Hain.**

Dieses Gedicht erscheint nur auf den ersten Blick einfach. In Wirklichkeit ist es aber raffiniert konstruiert. Ich will nur die strenge Strophenform mit abgeschlossener Gedankenführung bei jeder Strophe, die umarmende Reimstellung und den Wechsel von männlichen und weiblichen Reimen erwähnen. Das Gedicht läßt uns tief in die Vorstellungswelt des Dichters schauen. Wir können seinem Blick nach Innen folgen und die spezielle Verarbeitung der Signale seiner Welt nachvollziehen. In der Tonlage ist es melancholisch, fast schon ein wenig dekadent. Für uns Jäger, die wir alle die beschriebene Szenerie kennen, ist es besonders reizvoll.

Noch ein Gedicht von Georg Trakl möchte ich zitieren, für mich das schönste seines leider kleinen Gesamtwerks. Er starb sehr jung mit 27 Jahren. Zu den Formelementen erlaube ich mir auf das vorher zitierte Gedicht zu verweisen, es ist ähnlich konstruiert und weist gleiche Strophen und Reimformen auf.

In den Nachmittag geflüstert

**Sonne, herbstlich dünn und zag,
Und das Obst fällt von den Bäumen.
Stille wohnt in blauen Räumen
Einen langen Nachmittag.**

**Sterbeklänge von Metall;
Und ein weißes Tier bricht nieder.
Brauner Mädchen rauhe Lieder
Sind verweht im Blätterfall.**

**Stirne Gottes Farben träumt,
Spürt des Wahnsinns sanfte Flügel.
Schatten drehen sich am Hügel
Von Verwesung schwarz umsäumt.**

**Dämmerung voll Ruh und Wein;
Traurige Gitarren rinnen.
Und zur milden Lampe drinnen
Kehrst Du wie im Traume ein.**

Auch dieses Gedicht zeigt uns, daß Georg Trakl einen deutlichen Bezug zur Jagd hatte. Aus der exzentrischen Position schaut er in sich hinein und sublimiert seine Erlebnis – und Gefühlswelt in diesen herrlichen Versen. Seine ganze Welt, wie Rilke einmal schreibt „ Das Schatzhaus der Erinnerungen,“ ist bei ihm. Er ist zwar allein, wie ein Jäger, aber niemals einsam.

Zum Schluß möchte ich ein Gedicht von mir vortragen. Es ist formlos und ungereimt. Ich mußte es aber wegen des Inhalts, der die Beziehung zum Thema herstellt, auswählen. Eine eigene Interpretation verbietet sich, ist aber, wie ich meine, nach dem bisher Dargelegten, nicht erforderlich. Denn, meine Vorstellung von Jagd wird auch ohnehin deutlich. Ich will nur soviel sagen, daß es sich auch um eine „hommage“ an meine Heimat und speziell an mein Jagd – und Angelrevier handelt und ich mich darin wie in meinen schönsten Wünschen sehe.

Herbstmorgen in Lohrsdorf

**Noch im Dunkel der Nacht,
Eh` der neue Tag heranbleicht,
Schwebe ich zum Tal meiner Träume
Und suche den alten Rehbock, den Orchideenbock.**

**Mit lüsternen Augen erkunde ich da
Die Weingärten, die fetten Wiesen und Felder,
Die bunten Terrassen und schwarz schillernden Basaltköpfe,
Umrunde die Hügel und prüfe Geläuf und Verbiß.**

**Zwischen den Kräutern halte ich Ausschau.
Die Glut kämpft mit dem Schlaf der Windes – Stille.
Tief hinter den Sehern wogen Hell und Dunkel,
Und wieder kehrt die Müdigkeit zurück.**

**Das Girren der Tauben schläfert mich ein,
Wo ich doch hellwach sein sollte.
Bedächtig zieht sich das Wild zurück,
In der Aue fingern Sonnenstrahlen durchs Geäst,**

**Derweil in der dampfenden Ahr
Die rotgetupften Forellen ihre glitzernden Spiele treiben,
Die Äschen stetig nach Eintagsfliegen steigen,
Und die Aale sich rüsten, den Tag zu verdösen.**

**Kreuzt jetzt ein reifes Wild meine Fährte,
Und ist mir Diana gewogen,
So schweige ich lange
Und decke die Beute habichtsgleich.**

**Das feingeäderte Wildbret röste ich dann
Und fühle mich glücklich und eins
Mit Tier und zufriedener Pflanze.
Stumm verharren Wolke und Stein.**

**Im Taumel der frühen Stunde
Durchströmen Urkräfte Gebein und Sinne,
Bestimmen Wachstum und Verfall,
Und ich gebe mich ganz dem Rotwein hin.**